

Philipp Emanuel von Fellenberg

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **34 (1944)**

Heft 48

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-649146>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

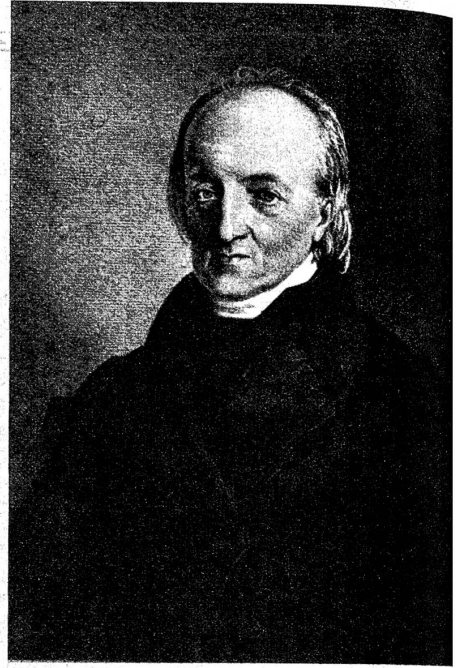
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Philipp Emanuel von Fellenberg

Zu dessen 100. Todestag am 21. November 1944

Nachdem im Jahre 1798 das morsche Gebäude der 13örtigen Eidgenossenschaft zusammengestürzt war, erhielt die Schweiz eine einheitliche demokratische Verfassung, die allen Bürgern gleiche Rechte und Pflichten zusicherte. Freiheit und Gleichheit aller vor dem Gesetz wurde auch bei uns zum Losungswort. Glücklicherweise erkannten einsichtige Männer rechtzeitig, dass wahre Freiheit nur durch ein gebildetes Volk garantiert werden könne, weshalb stärker denn je der Ruf durch alle Gauen unseres Landes ertönte: «Volksbildung ist Volksbefreiung!» So wurde denn die Volksbildung als eine der vornehmsten Aufgaben des demokratischen Staates betrachtet, und mit grossem Eifer ging man an die Verbesserung des damals noch im Argen liegenden Schulwesens. Die Seele dieser Bestrebungen war Minister Philipp Stapfer, der mit seinem Mitbürger Albert Rengger in edlem Wettstreit für die Hebung der Volksbildung wirkte. Allein bei den unaufhörlichen Kriegszügen fremder Heere, die über einen grossen Teil der Schweiz Not und Elend brachten, und bei dem gänzlichen Mangel an finanziellen Hilfsmitteln war vorderhand an eine erfolgreiche Durchführung von Stapfers Plänen nicht zu denken. Sein Entwurf zu einem eidgenössischen Schulgesetz blieb deshalb auch ein frommer Wunsch, öffnete aber doch den kantonalen Regierungen die Augen für ihre Pflichten gegenüber der Jugenderziehung. Immerhin begnügten sie sich meistens mit der Aufstellung von Gesetzen und Verordnungen über das Schulwesen, überliessen dasselbe aber zur Hauptsache den Gemeinden, die sie mit unregelmässigen und völlig ungenügenden Unterstüzungen bedachten. Weit mehr als durch staatliche Fürsorge wurde das Schulwesen Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts durch die private Tätigkeit einzelner hervorragender Männer gefördert, unter denen Philipp Emanuel von Fellenberg einen ersten Platz beanspruchen darf.

Einem alten Berner Patriziergeschlecht entstammend, wurde er am 15. Juni 1771 als Sohn des Berner Professors der Rechtswissenschaft und einer ebenso gebildeten und edelgesinnten Mutter aus altadeligem holländischem Geschlecht in Bern geboren. Bald nach der Geburt des jungen Emanuel bezog sein Vater als Landvogt von Schenkberg das romantisch gelegene Schloss Wildenstein im Aargau, wo der aufgeweckte Knabe durch seine Eltern eine äusserst sorgfältige Erziehung genoss und schon in früher Jugend mit Pestalozzi bekannt wurde, der eben seine Armenerziehungsanstalt auf dem Neuhof bei Birr errichtet hatte. Nachdem er während kurzer Zeit durch den spätern helvetischen Kultusminister Albert Rengger unterrichtet worden war, kam Fellenberg zu seiner weitem Ausbildung in das Institut des berühmten Dichters Pfeffels nach Colmar, setzte dann seine Studien in Bern fort, vertiefte sich auf deutschen Universitäten in die Philosophie von Kant und Fichte und lernte auch die Werke der namhaftesten Philanthropen und anderer bekannter Pädagogen kennen. Auf ausgedehnten Wanderungen durch die Schweiz, Deutschland und Tirol suchte er neben der Festigung seiner oft angegriffenen Gesundheit die äussern und sittlichen Zustände des Landvolkes genau kennenzulernen, weshalb er oft längere Zeit in Familien von Landwirten verweilte und an ihren Arbeiten und ihrem Leben lebhaften Anteil nahm. Im Sommer 1794 begab sich Fellenberg nach Paris, um die Wirkungen der Französischen Revolution aus eigener Anschauung kennenzulernen. Aus den vielen Intrigen, welche er damals zu beobachten Gelegenheit hatte, sah er das Schicksal der Schweiz klar voraus. In Flugschriften und Zeitungsartikeln mahnte er die bernische Regierung, durch rechtzeitige Reformen der drohenden Gefahr zu begegnen, wurde aber als «unreifer, vorwitziger Junge» kaum beachtet oder gar ausgelacht. Als dann zu Beginn des



Emanuel von Fellenberg (aus den Berner Heimatlbüchern, Fellenberg, der Stifter von Hofwil, Verlag Paul Haupt, Bern)

Jahres 1798 die Franzosen in unser Land einfielen, organisierte er als Berner Jägeroffizier im Emmental und im Entlebuch den Landsturm gegen die Ruhestörer, musste sich nach dem Falle von Bern nach Deutschland flüchten, konnte aber bald von seinen Angehörigen losgekauft werden. Gleich nach seiner Heimkehr wurde Fellenberg als Gesandter Berns nach Paris geschickt, um sich über die räuberischen Erpressungen der französischen Agenten zu beschweren. Nach Bern zurückgekehrt, beteiligte er sich rastlos an der Gabensammlung für das unglückliche Nidwalden und stellte seine ganze Kraft in den Dienst der Oeffentlichkeit. In einer seiner Schriften spricht Fellenberg die Ueberzeugung aus, «dass das Menschengeschlecht seiner Bestimmung nur vermittels gewissenhafter Verwahrung seiner neuen Generationen gegen Verderbnis entsprechen

Als Frontkämpfer bei der Division Göring

Spezialbericht für die «Bernische Woche» von H. Tièche, Bern

2. Fortsetzung

Wir hätten die Reserverohre einsetzen sollen. Wer aber riskierte sein Leben für diese Büchsen? Mochten sie zum Teufel gehen, uns war es gleich. Plötzlich lautete der Befehl, nur noch jedes zweite Geschütz schießen und nur mit zwei Rohren, dann abwechseln. Auch die Munition reichte nicht mehr aus. Die Lademaschinen wurden durch die Hitze unbrauchbar. Alle freien Leute mussten jetzt die Munition von Hand stopfen, damit die Geschütze etwas zu fressen hatten. Ich wurde durch einen Kameraden abgelöst und musste mich zum italienischen Geschütz, das auf der andern Seite aufgestellt war, begeben, um zu sehen wie es funktionierte. Auf dem Bauch schlich ich mich zur Stelle und fand das Geschütz dort; aber von der Mannschaft keine Spur mehr. Auf dem Rückweg

nahm ich von vier Toten die Feldflaschen — sie waren mit Blut überspritzt — und holte Wasser. Ich wollte mich erheben, als mir plötzlich ein deutsches Händehoch geboten wurde. Ich aber duckte mich, nahm die leichte Mg-Pistole in Anschlag und zielte... und erkannte zwei Kampfgenossen meiner Batterie. Bald hätten wir uns ein Duell geliefert. Sie hatten meine Stiefel nicht gesehen, und mit Ausnahme des Helms, waren wir wie die Engländer gekleidet. Auch diesmal fiel die Sache für mich gut aus. Das Wasser liessen wir uns munden, denn wir waren fast am Verdursten.

Wir mussten die Stellung wechseln

Die Stellung konnte nicht mehr gehalten werden und verschiedene Geschütze mussten gesprengt werden. Nur drei Waffen sollten uns zum neuen Standort begleiten. Sie wurden an die Lastwagen angehängt, während die andern Geschütze aus allen Richtungen den Feind, der die prekäre Lage gespannt hatte, unter Feuer nahm. Die Munition wurde auf die Wagen geworfen und im Eiltempo verliessen wir, nachdem alle aufgestiegen waren, unsern Kampfplatz. Die Toten und Verletzten mussten wir aber zurücklassen, trotzdem sie uns nachriefen, wir sollten sie mitnehmen oder ihnen den Gnadenstoss geben. Beides war unmöglich. Möge Gott mit ihnen Erbarmen gehabt haben!

